

Welche Geschichten sind in deiner Nachbarschaft nicht erwünscht?

Felix: Recht auf Raum

Felix: Mein Name ist Felix Egle. Ich habe einen Hintergrund im Kommunikationsdesign, arbeite viel im Social Design.

Am Stutti machen wir nächste Woche im Rahmen von Urbane Praxis ein Format mit Fixpunkt zusammen. Das ist so ein bisschen meine professionelle Ebene, dass ich auch öfter als Gestalter und Designer mit Suchthilfe-Einrichtungen zusammenarbeite. Viel in Kreuzberg zurzeit mit Fixpunkt gGmbH dort und ich mache wöchentlich einen Design-Workshop mit Personen, die einen Suchthintergrund haben. Wir bauen jede Woche zusammen Objekte und gestalten Dinge. Das Ganze hat für mich begonnen zur Zeit meines Masters in Hamburg. Da habe ich einen Master gemacht in einem Social-Design-Bereich und hatte mein Projekt am Schluss des Studiums mit einem Drogenkonsumraum gemacht.

Da ging es auch um öffentliche Räume und um die Frage: Wie geht Gesellschaft damit um, dass Personen Sucht erleben. Da gibt es einerseits diesen Diskurs, dass es zu akzeptierende Suchthilfe gibt, wo man sagt, man kann Menschen nur helfen, wenn man auch sagt, das ist ein Thema, was ihr habt, ihr kommt da nicht raus. Wir versuchen, mit euch daran zu arbeiten, während ihr die Sucht erlebt, um dann sukzessive aus der Sucht rauszukommen. Entgegengesetzt restriktiver Strategie, dass man sagt, sobald du suchtkrank bist, kannst du nicht mehr an der Gesellschaft teilhaben. Und mich hat ein bisschen diese Ambivalenz interessiert zu der Zeit: Wie klappt das bisher?

Es gibt dann Konsumräume, wo Konsum erlaubt wird, aber in öffentlichen Räumen ist Konsum nicht erlaubt. Und vor allem der Bereich vor dem Konsumraum, also der öffentliche Raum, wo Leute ja schon Drogen dabei haben und in den Konsumraum gehen, ist eigentlich ein Bereich, der gar nicht damit umgeht, dass es der Fall ist, dass Leute den Weg zum Konsumraum einschlagen. Und mich hat dann interessiert... Da gab es keine Sitzobjekte, es gab keinen Unter-

stand, es gab kein Licht und so saen gut 100 Leute häufig im Regen in Hamburg auf dem Boden, im Dunkeln - wenn es Abend war. Und das fand ich einfach eine Frage gesellschaftlich und für mich persönlich auch ein bisschen: Was zeigt sich da oder wie macht sich da was lesbar, was gerade ein Umgang ist mit einer Erfahrung? Weil, einerseits wird geholfen. Es ist eine senatsfinanzierte Infrastruktur, Leute können dahingehen, sie bekommen medizinische Betreuung, es gibt einen Kleidertausch, man kann sich waschen, das alles wird getragen. Und dann hört es aber an der Tür auf.

Und dann gibt es diesen Bereich des Öffentlichen, wo das dann gar nicht mehr eine Rolle spielt. Und da dachte ich mir, einerseits, es wirkt so unfertig. Also Unfertigkeit könnte auch eine Gestaltungsaufgabe sein: Müsste man da was entwerfen und wie könnte das passieren? Und das hat dann dazu geführt, dass wir viel mit den Leuten erst mal gesprochen haben, die da arbeiten und die haben auch gesagt, dass Unterstand, Sitzen, Wasser, Licht... So die Basics für Aufenthalt, für Räume auch generell, und dann auch dort... Das Sitzen ist einfach eine Frage. Und dann haben wir eben auch das Gespräch gesucht mit den Leuten selbst, die die Einrichtung nutzen und da Stimmen eingeholt und versucht es so ein bisschen zu integrieren in den Entwurfsprozess. Der Entwurfsprozess wurde dann auch aufgegriffen vom Bezirksamt und schrittweise umgesetzt und das fand ich einen total spannenden Prozess, weil ich da das Gefühl hatte, wir sind auch in so eine Reibung reingeraten, wo sich politisch total viel Aushandlung gezeigt hat. Ich auch gedacht habe, so meinen Hintergrund im Schaffen von Bildern oder von Medien kann da irgendwie so Schnittstellen aufbauen und auch Leuten zuarbeiten, die in politischen Foren sind und da Entscheidungen so ein bisschen suggerieren.

Genau, und so bin ich da immer so ein bisschen drangeblieben und hatte immer diesen Austausch. Und fand, glaube ich, auch aus einer persönlichen Geschichte... So mit einem tendenziell suchtkranken Grovater und so einem familiären Kontext, wo Sucht auch zumindest aufgetaucht ist. Jetzt nie in seiner groen Form, aber mein Vater arbeitet auch in der Betreuung von Suchtbetroffenen und ich hatte da meinen Zivildienst gemacht in der Werkstatt für Leute, die gerade auf Entzug oder in der Rehabilitation waren. Und ich sehe da irgendwie auch was Ermächtigendes drin, gemeinsam zu gestalten. Und gerade wenn man so eine Krise hat und dann eher stoff-affin sich verortet, glaube ich, dass

gemeinsam gestalten auch ein total guter Weg sein kann, sich als gestaltungsmächtig zu erkennen. Und da hatte ich irgendwie das Gefühl, es verbindet verschiedene Dinge. Und so bin ich jetzt gerade bei Kotti-Kompass gelandet, in Kreuzberg, und bin grundsätzlich einfach interessiert und im Austausch mit Institutionen, die Suchthilfe machen. Und am Stutti ist es dann halt das Konsummobil und die Leute, die hier eine Infrastruktur temporär anbieten. Wo Leute, die Sucht erleben, darauf zugreifen können.

Also Sie können in einem Konsum-... Also ein umgebautes Wohnmobil, wo Leute Substanzen konsumieren können, die sie mitbringen und die bekommen dafür aber die nötigen Instrumente. Es gibt auch einen Spritzentauschautomaten, der von der Gruppe betreut wird und gleichzeitig gibt es dann auch so einen... Man kann sich günstig Essen holen, es gibt Tee, es gibt Gespräche. Es geht auch davon aus, dass wenn das Konsumangebot gegeben wird, ist es einerseits medizinisch überwacht, aber es ist auch ein Moment, wo man sagen kann: Wie geht es dir eigentlich gerade? Was los? Was brauchst du? Können wir dir vielleicht irgendwie bei Sachen helfen? Brauchst du Unterstützung? Und gerade viele der Leute, die am Stutti das Angebot nutzen, sind auch aus russischem Sprachraum. Und dann ist es auch so, dass Sprachmittler:innen für Fixpunkt mit dabei sind, die dann auch versuchen, so Themen, die mit eine Rolle spielen, wie Migration oder einfach Zugang zu bestimmten Infrastrukturen in Berlin... Die dann auch versuchen, sozialarbeiterisch mitzubegleiten. Genau... Das bringt mich hierhin

Anna: Kannst du erzählen, wie du zu Polyrama gekommen bist? Wie war dein Weg jetzt auch hier? Du bist jetzt hier in diesem Projekt.

Felix: Wir hatten uns kennengelernt, weil... Ich hatte euch gefunden im Programm der antirassistischen Bildungswochen für Charlottenburg und hatte euch angeschrieben, weil ich es interessant fand, was ihr macht und die Art, wie ihr nach Auen kommuniziert. Wo ich auch gedacht habe... So, dass euch die Geschichten von Menschen interessieren als Grundlage für was Gesellschaftliches zeigen, dass ich da dachte, das klingt cool. Und dann, als wir uns getroffen haben, hatte ich das Gefühl, dass mich interessiert, wie ihr arbeitet. Und dann haben wir angefangen, auch für Tutti Stutti gemeinsam eine Kartographie anzufangen und zu überlegen, welche Orte gibt es hier und welche Gruppen...

Wie schaffen wir es, gemeinsam einzuladen, dass so eine Kartographie sich entwickelt und nicht von uns gesetzt wird, sondern wir Fragen stellen, die von anderen erweitert werden können. Und so haben wir hier das Kreuz, in dem wir gerade das Gespräch führen, auch angefangen zu zeichnen. Und bis hin dann zu der Vielfalt, die Stutti auch ist, und die Geschichte, die ja da auch drinsteckt. Dass wir so über eine West-Berliner Entwicklung... sich verschiedene Menschen einfach treffen und begegnen und ein spezieller Raum da ist. Dass wir das dann gemeinsam kartographiert haben und seitdem sind wir im Austausch und jetzt bin ich wieder hier, nachdem mein Kind gerade vier Monate alt geworden ist.

Anna: Und was ist für dich der Stutti? Jetzt hast du ja ein bisschen Zeit hier verbracht, immer wieder verbringst du jetzt auch in verschiedenen Projektzusammenhängen Zeit hier. Was macht für dich den Stuttgarter Platz aus?

Felix: Ich habe am Zoo gewohnt, bevor ich jetzt umgezogen bin, mit der Family zusammen, und habe, als ich am Zoo gewohnt habe, den Stutti, glaube ich, wahrgenommen wie so einen Durchgangsort. Ich hatte nicht so dieses Platzgefühl dafür. Ich habe den wahrgenommen wie so ein bisschen Teil der Wilmersdorfer Strae, aber das Ende der Wilmersdorfer Strae, wo dann auch so infrastrukturell es ein bisschen härter wird, und viel Beton passiert. Und dann gibt es aber so eine grüne Sache, die irgendwie auch ist. Und ich glaube, das hat sich dann verändert, als wir mehr gesprochen hatten und ich mehr hier war und auch das Polyrama ist ein bisschen wohnzimmer-artig, finde ich – wie es stattfindet. Und dass dieser Raum des Überschnittigen, der sich so ein bisschen durchgängig anfühlt, für mich dann auch so angefangen hat, mehr Tiefe zu bekommen. Und ich muss aber sagen, dass mich recht früh dann auch diese Themen um Drogenkonsum und öffentliche Räume auch am Stutti total fest gemacht haben.

Ich bin dann einfach spazieren gelaufen, als wir hier über ‚Was ist eigentlich Stutti?‘ mehr gesprochen haben, habe ich versucht... Ich musste für mich auch ein bisschen herausfinden und hatte dann direkt das Gefühl: Ah ja, hier sind Konsumrückstände, hier sind Spritzen, Sammelbehälter, aber die sind auch so ein bisschen versteckt. Irgendwie wird da sehr bewusst mit umgegangen, dass es da ist, aber es ist nicht so in your face. Und das fand ich direkt dann irgendwie auch ein gutes Beispiel für so einen Umgang. Das war dann so meine Unterstellung, dass ich das Gefühl hatte, ich sehe es hier integriert, dass es irgendwie

ein Thema ist, aber es ist nicht so direkt, dass man überfordert wird davon.

Dann hatten wir auch die Möglichkeit, verschiedene Gespräche zu führen. Ich war mit Fred ein bisschen unterwegs und wir haben auch versucht Kontakt aufzubauen zur Gemeinschaft, die die Brücke als Unterkunft nutzt und dass das seine Schwierigkeiten hatte, fand ich auch so lehrreich. Dass das Nebeneinanderher am Stutti auch recht hoch ist, wenn man sich versucht, so ein bisschen verschiedene Perspektiven anzugucken. Und ich glaube, ich würde gerne wirklich die bauliche Härte betonen, die es manchmal hat. Also dass so diese Bahntrasse, die den Ort spaltet, einfach wirklich ein Thema ist, was einerseits so Räume schafft, auch so Hinterschnitte produziert, die irgendwie so Intimität, wenn man es positiv framen will, auch produziert. Aber auch so ein bisschen die Sache spaltet oder verschiedene Seiten zumindest schafft. Genau, deshalb finde ich das Platzartige am Stuttgarter Platz auf jeden Fall auch eine spannende Frage.

Anna: Und wenn du sagst, ihr hattet Schwierigkeiten, in Kontakt zu kommen oder das hat sich nicht so einfach gestaltet, kannst du das ein bisschen ausführen?

Felix: Na, ich glaube, es war... Fred hatte deutlich das Anliegen einfach zu sagen: Okay, da sind ja Leute, und das sind Leute, die den Platz sehr viel nutzen, die auch den öffentlichen Raum wahrscheinlich als ihren Hauptraum sehen in irgendeiner Form. Ich weiss nicht, ob Sie das auch so benennen würden, aber das sind halt einfach Leute, die super viel Zeit draussen verbringen und da irgendwie auch einen Alltag haben. Man sieht auch öfter, dass Leute zum Beispiel Essenspenden unter der Brücke abgeben und irgendwie ist da so eine Gemeinschaft. Ich weiss nicht, ob es eine Gemeinschaft ist, aber es ist zumindest ein Ort, einfach ein Platz. Und dann kamen wir mit dem... Ich erinnere mich, dass die Beschreibung auch war: Wir müssen auf jeden Fall mit den Leuten sprechen, weil, sie sind ja da. Und natürlich, wenn wir Tutti Stutti machen und sagen, wer ist am Stuttgarter Platz, dann sind es Personen, die offensichtlich da sind. Und das ist auch einerseits, glaube ich, für Anwohnende und Personen, die viel hier unterwegs sind, ein Thema, dass es auch eine gewisse Reibung produziert. Und unsere Suche nach Gesprächspartner:innen hat sich dann aber so ein bisschen als schwer herausgestellt. Einerseits sprachbarrierig, da wirklich

einfach die russische Sprache sehr dominant ist und auch dass die Fürsprache für jetzt die vermutete Gruppe nicht wirklich von jemandem zu leisten ist, weil es auch einfach Individuen sind, die total unterschiedliche Alltagssituationen haben.

Und da kam uns jetzt dieser... Fred war, glaube ich, wichtig, dass wir nicht mit den Leuten sprechen, die über die Leute sprechen, sondern dass wir mit den Leuten sprechen. Und was da aber die Frage ist, auf welcher Basis jetzt. Und das hat nicht gegriffen so richtig. Und da gab es irgendwie mehrere Versuche und auch schon Momente – aber irgendwie auch einfach eine gewisse Berührungsangst. Vielleicht mit dem Format zielorientiertes Gespräch, was von jemandem gesteuert wird. Und das verstehe ich auch. Ich glaube, es hat auch so eine Machtposition Fragen zu stellen und ich glaube, das haben wir jetzt so ein bisschen...

Anna: Könntest du aber diesen Versuch tatsächlich mal beschreiben? Wie kann ich mir das vorstellen? Was ist da passiert?

Felix: Wir waren mehrmals... Fixpunkt kommt um drei an mit dem Konsummobil und wir waren mehrmals dort. Das war auch so ein bisschen der Aufhänger, dass wir gedacht haben, wir gehen schon über die soziale Arbeit rein, weil wir können ja jetzt nicht einfach da reinlatschen und irgendwie so: „Hey, wie geht es euch eigentlich?“. Es ist voll schwer herauszufinden, wen auch anzusprechen gerade okay ist. Und in dem Moment haben wir recht früh festgestellt, wenn wir Personen ansprechen, ist es eine fragende Geste, die auch wirklich durch Sprachen strukturiert ist, also ‚wir verstehen uns gerade nicht‘. Und uns wurde dann von sozialarbeiterischer Seite aber auch gesagt: Die Person möchte nie sprechen. Wir sprechen auch nicht mit der einen Person, die sehr viel dort ist. Und: Macht mal nicht. Also war schon auch so ein bisschen eine Schutzposition, die Sozialarbeiter einnehmen, dass sie jetzt nicht einfach da... Weil ich glaube... ich gehe lieber mehr auf diese Situation ein: Ich sa dann zum Beispiel mit Gabi, die für Fixpunkt schon lange arbeitet und da viel Erfahrung hat, gemeinsam am Tisch neben dem Konsummobil und dann kamen auch mehr Leute dazu und haben so ein bisschen mitgeredet.

Aber ich glaube, ich hatte dann einfach das Gefühl, so rein zwischenmenschlich, dass es sich doch besser anfühlt, jetzt mit der Person zu sprechen, die hier auch arbeitet und jemand, der einfach in seiner Lebenssituation ist, da so nicht jetzt in so eine Interviewsituation mit reingehen möchte.

Und ich habe es schon versucht. Ich habe dann auch Leute versucht, anzusprechen: „Hey, könntest du mal kurz mit dazukommen oder wie geht es?“. Und in Ausnahmefällen haben Leute dann sehr viel geredet, auch so Gedichte vorgelesen und so ein bisschen einfach... Die, die eh senden wollten, die haben es auch gemacht. Aber so dieses ruhige Gespräch über so einen Alltag oder so eine Perspektive auf den Platz hat sich einfach in den Situationen nicht ergeben. Wo wir dann eher versucht haben, auch mit da zu sein.

Wir dachten ja so ein bisschen, wir können einfach bei der sozialen Arbeit so mitgucken und dann gehen wir zusammen eine Runde und dann gibt es da auch jemanden, der da irgendwie schon so eine Vertrauensbasis hat und dass sich daraus das so ergibt. Aber ich glaube da war wirklich auch das Anliegen der Sozialarbeitenden, das so ein bisschen klarer zu setzen oder dann zu sagen: Lass mal. Oder: Wir erzählen erst mal... Genau. Und ich glaube, es gab Momente, wo... Zum Beispiel, als wir dann den Rundgang gemacht haben, mit Matthias, der mit das Konsummobil auch leitet, hat sich... Oder es gab Momente, wo auch so ein Gespräch hätte beginnen können, aber ich habe dann auch ein bisschen gemerkt, ich möchte auch die Person gerade so eher in Ruhe lassen. Das hat so was Zwischenmenschliches, wo ich gedacht habe, das ist gerade irgendwie ein bisschen viel.

Viel Forderung vielleicht auch... Oder man hat so was Nehmendes mehr, als dass man dann auch weiß, was man jetzt genau gibt durch diese Macht der Erzählung oder so. Und ich denke, Fred ging es ein bisschen ähnlich. Ich glaube, er hatte auch den Wunsch da sehr, mit Leuten direkt so einfach so energetisch zu sprechen und ich glaube die Berührungsängste waren einfach auch größer für dieses erzählen wollen.

ist. Ich fand zum Beispiel eine der Anekdoten, die auch Tiefe hat, ist, dass halt häufig... Also es wird ja unter der Brücke aufgeräumt, obwohl Leute da ihre Hab- und-Gut-Sachen auch ausbreiten, ein Stück weit. Und dann wird halt vorher angekündigt: Wir kommen jetzt bald und räumen auf. Dann nehmen Leute ihre Sachen, packen die zusammen, dann wird aufgeräumt und dann wird es wieder toleriert und so was. Und ich glaube, da steckt auch so eine gewisse Verletzlichkeit drin, die, glaube ich, auch so ein bisschen einfach die Frage hat: So... Sind wir jetzt hier und ist es okay? Und wie wird damit so umgegangen? Und wenn wir jetzt... oder ich kann ja kein ‚wir‘ jetzt irgendwie produzieren, aber so dieses: Wie stabil und sicher ist es auch dort zu sein? Und ich kann mir vorstellen, dass da dann das Wort ergreifen auch ein bisschen die Frage aufmacht: Ist die Klarheit da, die Worte dafür auszuwählen? Oder ist es sehr vulnerabel, dann in dem Moment was zu beschreiben? Aber es ist eine sehr interpretierte Form.

Anna: Du hast ja auch gesagt, dass das so was Machtvolles ist, also das Fragen stellen und das irgendwie so mit Versuchen dann vielleicht einzuladen wäre jetzt weniger vielleicht machtvoll, aber trotzdem so aufzufordern oder einfach zu fragen. Und wenn du darüber sprichst, dann spüre ich, dass es so einen Ringdown gibt – wie wäre das möglich? Oder dass es irgendwie auch Unwohlsein gibt. Und du sprichst ja aber sehr viel mit Menschen, die konsumieren. Also du hast ja sehr viel mit ihnen zu tun eigentlich. Kannst du das ein bisschen noch mal so...

Felix: Ja, ich glaube, ich habe so ein bisschen gemerkt, dass es eins meiner Privilegien ist, Sichtbarkeit als was Produktives zu denken und dass da aber auch wirklich was drinsteckt. Aber dass es so mein Take ist und dass so... Zum Beispiel jetzt im Kotti-Kompass, wo ich halt regelmäÙig bin, und wo wir einfach auch viel sprechen können. Und wo wir so ein bisschen merken: Wir lernen uns wirklich kennen. Dass die Vielfalt an Personen, denen ich begegne, einfach sehr hoch ist, aber auch die emotionale Intelligenz und das Bewusstsein um die eigene Situation. Was auch eine krasse Stärke erfordert, sich Hilfe zu suchen und sich in Strukturen zu begeben und da zu sagen: Okay, ich brauche das gerade und das gibt es auch und ich mache das jetzt. Und dass mein Gedanke...

dass so: ja, voll gut! Und lass es aber auch thematisieren, dass es ja einfach auch wichtig ist, dass geholfen wird oder dass es Strukturen gibt, die da irgendwie mit umgehen. Und dass akzeptierende Suchthilfe... Ist einfach ein, glaube ich, intelligenter Ansatz, wenn man so sagt, es ist erstmal eine Situation, in der sich Menschen wiederfinden und dann akzeptieren wir das und dann sprechen wir mit den Leuten und dann findet man nach und nach so Umgänge.

Das ist die Grundsatzidee dahinter. Und mein Gefühl war, dass wir zum Beispiel ein Schaufenster haben in Kreuzberg. Ich dann dachte: Ja, cool, wir haben ein Schaufenster, wir haben auch ein Anliegen und wir nutzen jetzt diese Art von Öffentlichkeit. Wir gehen vielleicht auch in den öffentlichen Raum und machen eine Form von Forderung. Und dass das aber einfach so meine Perspektive auf vielfältige Gesellschaft ist, dass Dinge sich zeigen. Und dass aber die Erfahrungen, die viele Leute, die Sucht erlebt haben, teilweise auch Wohnungslosigkeit erlebt haben oder wirklich zumindest so Ausschlussmechaniken, dass da halt das Gesehen-werden häufig gar nicht der Wunsch ist. Sondern das einen halt eher blostellenden Effekt hat oder was Stigmatisierendes und auch sagt: Du gehörst nicht mehr so ganz dazu. Oder wenn du Süchtiger bist, dann bist du ja so ein bisschen raus auch vielleicht. Und ich muss sagen, bei mir hat es auch eine Zeit gedauert, nicht diesen Überbegriff so deutlich zu denken, wenn ich in dieser Arbeit bin. Also, dass, wenn ich mit Leuten rede, die auch mit Süchterleben arbeiten, denke ich immer weniger darüber nach, dass das das Thema ist, an dem wir arbeiten. Sondern wir gestalten gemeinsam. Und trotzdem... Die Rahmenbedingungen sind ja daraus erwachsen oder die Finanzierung.

Aber dass mein Ringen, was du beschreibst, glaube ich, wirklich auch damit zusammenhängt, dass ich gemerkt habe: Ich hoffe, dass es was bringt, darüber zu sprechen. Also Leute sitzen vor einem politisch gewollten Konsumraum im Dreck, finde ich, muss besprochen werden. Und dann ist aber die Frage: Ist es Fürsprache? Wenn man das beobachtet und beschreibt und sagt: Okay, ich sehe, dass es Leuten, die auch Teil der Gesellschaft sind, gerade schlecht geht und ich möchte darüber sprechen, weil ich denke, das geht so nicht. Oder möchte ich, dass diese Leute dann darüber sprechen? Und da gibt es, glaube ich, einfach so eine Frage: Fühlt sich die Gemeinschaft, die suchtbetroffen ist,

wenn man sie so gemeinschaftlich denkt, redefähig? Organisiert sie sich? Was häufig nicht der Fall ist. Ich glaube, auch Sucht ist wirklich ein krass individualisierendes Problem, während man drinsteckt. Es geht um deinen Körper und die Situation. Und ich glaube, die Individualisierung ist recht hoch und die gesellschaftliche Stigmatisierung ist recht hoch und deshalb ist Sichtbarkeit einfach ein krass komplexes Thema. Und die positive Form, darüber nachzudenken, glaube ich, einfach ein langer Weg. Genau. Und vielleicht auch einfach keine Sache... Vielleicht ist einfach positiv darüber sprechen, eher eine Outsider-Strategie, die irgendwie in anderen Foren funktioniert.

Und das ist so ein bisschen meine Hoffnung. Dass ich extern genug bin, um in Foren zu arbeiten, die dann bezirksamtseitig sind. Oder Vermittlungsarbeit zu machen, aber trotzdem im Austausch mit Leuten, die es besser wissen als ich, weil sie Sachen erlebt haben. Die sie sich beschreiben trauen, aber wo es nicht darum geht, das genau zu zitieren, sondern es auch so ein bisschen so ein längeres Aushalten ist. Es hat ein langsames Tempo manchmal, als mir intrinsisch vorschweben würde über das, was wir sagen könnten gemeinsam... Und das war jetzt auch die Erfahrung, dass wenn wir am 27. so ein Format machen, was ‚Die urbane Vielfalt sichtbar machen‘ heißt, dass da schon so ein bisschen... Es ist gut, die Sozialarbeiter... weil die haben ein politisches Standing, die haben eine Finanzierung, die haben ein Anliegen, dass es bleibt. Die haben auch einen Raumbedarf, der nicht gedeckt ist. Das Konsummobil ist eine Reaktion auf nicht vorhandene Räume und das müsste eigentlich verstetigt sein. Und das ist einfach eine klar organisierte Gemeinschaft, die kommunizieren möchte. Und da, glaube ich, ist dann was Gutes drin, wenn sie auf jeden Fall parteiisch funktioniert. Wenn das Suchthilfe ist und die führende Gemeinschaft da ist, aber einen Schutzmantel auch um sie aufbaut.

Aber dieses Ringen finde ich total interessant. Ich glaube... Wo du immer wieder merkst: Drei Schritte zurück noch mal von dem, was ich denke. Und doch ist es motivierend, glaube ich auch. Ich glaube, das ist auch cool, wenn man manchmal so gefragt wird: Willst du nicht doch was zeigen? Oft ist es dann auch schön. Ich glaube die Frage nach dem Format ist es dann auch häufig... Dass nicht ich oder wir das Format vorgeben können, in dem gesprochen wird, sondern dass

es sich ergeben muss. Und du hast ‚Einladen‘ gesagt. Ich glaube auch, dass so das Einladen, was hier teilweise stattfindet, einfach auch eine schöne Sache ist. Weil, du betrittst den Raum, wenn du das möchtest. Und das ist schon anders als: Du wirst aufgesucht an dem Ort, wo du dich zu Hause fühlst oder zumindest so ein gewisses intimes Raumgefühl hast. Deshalb, ich glaube, es ist auch noch nicht vorbei... Also die Gespräche dürfen durchaus noch stattfinden oder es ist auch auf jeden Fall eine Möglichkeit, da einfach offen zu bleiben. Ich glaube, das ist die beste Strategie.

Anna: Wir haben vorhin darüber gesprochen, wie du den Stuttgarter Platz... also was der für dich gewesen ist. Du hast sehr stark vom Anfang gesprochen und jetzt hast du ja all diese Erfahrungen gemacht. Hat sich der Blick darauf verändert? Hat sich der Blick auf den Ort verändert?

Felix: Ja, hat er. Deutlich. Es hat zwei Ebenen. Ich glaube, wirklich, dass so... Vor allem das Gespräch mit Gabi war... fand ich total interessant. Weil so jemand, der hier gewohnt hat, irgendwie auch einfach so das als eigenen Kiez denkt und aber auch hier arbeitet und einfach so eine Rolle einnimmt in so einem Gefüge. Das fand ich total interessant, weil ich glaube auch so selber... Also ich bin nicht in Berlin aufgewachsen, sondern hier hingezogen vor fünf Jahren und habe einfach schon eine externe Perspektive auf viele Sachen, glaube ich. Und das war dann interessant, jemanden sprechen zu hören, die so lange die Veränderung hier auch erlebt hat und so. Und das hat auch so eine Weichheit reingebracht, dass so dieses...: Die Kneipe, die immer schon da ist und die gibt es immer noch und an der Ecke war mal das, aber da gibt es noch so Anzeichen von. Das war aber auch in unserer gemeinsamen Recherche schon recht deutlich spürbar früh. Und ich halte wirklich die räumlichen Setzungen am Stutti für eine der gelungensten, die ich kenne im Umgang mit Drogenkonsum im öffentlichen Raum. Weil, es gibt vorne einen Ort mit so runden Bänken und so fließenden Formen und so ein bisschen weichere Oberfläche, wo Leute Mittagspause machen. Auch super verschiedene Leute. Und so ein Parallel, egal... Und dann gibt es aber hinter den Hecken auch so Spritzensammelbehälter und so eine gewisse Ruhe.

Es ist schon auch ein bisschen rough, aber es ist nicht wie am Kotti, wo ich schon so... Die Eigentumsverhältnisse am Kotti, die sind krass ungeklärt. Da gibt es einfach so eigentlich städtische Wohnungsbaugesellschaften, die proaktiver umgehen müssten mit der Situation. Und dann gibt es aber ein privatisiertes Gebäude, wo jetzt auch Sicherheitsdienste engagiert sind, wo alles so bis... Die Restriktion ist richtig spürbar. Die Polizeiwache ist da eingezogen und es ist einfach so in der Phase jetzt gerade, wo Wohnungslosigkeit auch noch mal ansteigt. Da merkt man so richtig: Da ist ein Gegeneinander auch. Und es hat Eigentumsverhältnisse, die da so voll mit reinwirken. Und die Ruhe, die der Stutti auf der Ebene hat, finde ich interessant. Also sie interessiert mich irgendwie, weil, ich habe das Gefühl, da hat irgendwie was geklappt über eine super lange Zeit mit sehr achtsamen Personen. Die den Ort jetzt lange kennen und hier einerseits gewohnt haben, hier aber auch arbeiten. Auch mit dem Bezirksamt in einem Austausch sind, dass sie... Die Spritzensammelbehälter waren ein Modellprojekt von Fixpunkt und wurden dann aber ans Grünflächenmanagement, glaube ich, übergeben, die das jetzt mit als Teil der städtischen Infrastruktur für Sauberkeit betreuen.

Das finde ich gut. Da wirkt irgendwie... da hat so eine sozialarbeiterische Intervention dazu geführt, dass es dann städtisch sich auch ein bisschen integriert. Und dass alle da sein dürfen, finde ich schon spürbar. Und dass es keinen Sicherheitsdienst gibt, der hier rum... Oder ich habe ihn nicht gesehen und mir wurde nicht davon erzählt. Vielleicht gibt es ja welchen, aber ich habe das Gefühl, die Ellbogen sind nicht so ausgefahren, sondern es ist so ein bisschen gleitender. Das finde ich spannend und, glaube ich, auch wirklich übertragungswürdig. Weil die Gespräche in Kreuzberg und auch Leopoldplatz, Wedding, sind schon so ein bisschen, dass man sich gerade fragt: Wie schafft man es, Orte zu schaffen, die akzeptieren, aber nicht auch anziehen. Keiner der Stadtteile möchte jetzt der Stadtteil sein, der es so gut macht, dass dann viel mehr Leute kommen. Was auch anwohnenden-perspektivisch irgendwie sinnvoll ist oder zumindest begründet. Dass man da eher versucht, so kleinteilig zu denken, finde ich total gut und das sehe ich hier.

Und da ist zum Beispiel mein Beispiel aus Hamburg. Dass es da nicht gelungen ist, kleinteilig Strukturen aufzubauen, sondern ein riesen Ding... So 500 Besuche am Tag und dann sitzen aber auch 100 Leute im Matsch, statt kleinteilig im Stadtraum auf Bänken, wo andere auch Platz nehmen können. Und das ist, glaube ich, was Schönes, was ich auch in Berlin grundsätzlich denke, dass da die Polyzentralität der Suchthilfe viel höher ist, als zum Beispiel in Hamburg oder Frankfurt. Wo das Bahnhofsviertel ja auch einer der Orte ist, wo es dann sehr konzentriert stattfindet und dann einfach die Reibung auch höher ist. Und ich glaube, man kann in der... Demokratie funktioniert, wenn wir uns noch kennen in der Gesellschaft. Dass das, glaube ich, auch gut ist, weil dann merkt man, dass auch suchtbetroffene Leute durchaus nett sein können oder Hunde haben und sich gut um Hunde kümmern. Oder so dieses einander sehen und irgendwie einander noch begegnen und nicht: Da ist die Zone, die ist dafür und da ist die Zone, die ist dafür und man sieht sich nicht. Das ist, glaube ich, schon was, was Stadtraum total gut macht oder wichtig ist.

Anna: Wir sind ja das Museum für Lebensgeschichten. Würdest du uns jetzt – das wäre meine nächste Frage – einfach einen kurzen Abriss... Wer ist Felix? Du hast so Schnipsel hier und da gedroppt. Vielleicht kurz einfach: Wie bist du ausgewachsen? Was waren die prägenden Perspektiven, die dich jetzt hierhergeführt haben?

Felix: Ich bin aufgewachsen so am Rand von einem sehr kleinen Dorf. Es waren drei Häuser in der Nähe von einem Wald mit einem kleinen Bach. In so einem Haus, was davor nicht bewohnt war und danach auch nie wieder. Und meine Eltern hatten eher kein Geld. So hat es sich zumindest damals angefühlt in Süddeutschland. Die anderen hatten dicke Autos und Family Vans und wir waren mit Motorrädern und so ein bisschen neben allem. Und ich fand es voll schön. Also ich denke auch jetzt gerade, wo ich selber ein Kind habe, dass es voll schön war, in so einer Natur aufzuwachsen. Ich hatte meinen Bach und dann war ich so: Wir erkunden den Bach... Meine Eltern haben sich getrennt, als ich vier war, und dann war das auch so ein bisschen eine Herausforderung, glaube ich, damit umzugehen, dass es dann so zwei Orte gab, an denen ich dann parallel aufgewachsen bin und dann aber auch so sehr... Irgendwie hatte ich dann

zwei Orte. Ich merke auch immer mehr, dass so zwischen Orten sein, mich auch irgendwie intrinsischer interessiert als manche andere. Ich verorte das ein bisschen da. Genau... Und dann hatte ich, glaube ich, so ein bisschen über dieses Aufwachsen in einem kleinen Dorf, sind wir dann in größere Orte gezogen und hatte da aber auch das Gefühl, eher so im Vorort von den größeren Orten zu wohnen und habe immer super gerne gezeichnet. Also ich fand so zeichnen war irgendwie eins meiner Medien voll früh und ich habe da schöne Inspiration bekommen von meiner Mutter auch. Es gibt so die Geschichte, dass sie so einen Rahmen gebaut hat, um mir zu zeigen, dass die Landschaft nach hinten kleiner wird. Also dass Perspektive ist, dass es vorne groß ist und hinten kleiner wird, aber da auch was ist. Das fand ich immer so ein bisschen so eine schöne Geschichte, dass: Was können Eltern einem mitgeben... Ist so dieser Blick auf eine Weite vielleicht.

Und dann habe ich irgendwann beschlossen, ich möchte auch wirklich in so einem Feld arbeiten und habe dann Produktdesign studiert nach dem Abi. Davor viel Skateboard gefahren. Also ich war auch viel in öffentlichen Räumen unterwegs und habe immer so Städtereisen gemacht, um drauen zu sein und irgendwie die Stadt zu erkunden nach meiner ländlichen Kindheit. Und habe dann erst Produktdesign studiert, und dann ein Studium der Visuellen Kommunikation in Weimar. Habe gemerkt, ich glaube, dass... Ich hatte dann so einen Vortrag gehört von jemandem, der Degrowth, also Postwachstumsökonomie, beschreibt und da habe ich gedacht: Ich kann nicht Produktdesign studieren. Ich möchte nicht Regale für reiche Leute machen, auf gar keinen Fall. Ich möchte irgendwas mit Informationen machen oder ich möchte über Themen sprechen, die mich interessieren. Wir hatten auch zu Hause immer Greenpeace Magazine oder so ein bisschen einen aktivistischen Vibe zumindest. Meine Mutter hat auch sehr viel demonstriert. Ich war auch super viel auf Demos als Kind und hatte dann... Genau. ... gewechselt zu Visueller Kommunikation, habe dann ein Magazin gemacht, wo ich Leute gesprochen habe, die Kunst und Gestaltung als Strategie nehmen, um sich gesellschaftlich einzubringen. Das Erste war ein bisschen aktivistisch. Es war auch 2014, als in Kiew gerade so viele Umbrüche waren und ich habe dann da mit Leuten aus der Kunstwelt drüber gesprochen und dann mich mit sozialer Unternehmerstruktur beschäftigt und da Leute

interviewt. Ich habe auch Gespräche gesucht, um herauszufinden, wie arbeiten eigentlich Leute in diesem Feld, wenn sie so gestalten wollen, aber auch so ein bisschen gesellschaftlich denken. Und dann noch einen Master gemacht in Experimentellem Design und habe dann diesen Master gemacht mit Suchtbetroffenen, wo ich auch nach meinem Zivildienst irgendwie so drauf aufgebaut habe.

Und nehme es immer noch so wahr wie so eine Suche. Also ich habe das Gefühl, ich habe nie so richtig... Oder, die Auseinandersetzung, die mich da umtreibt, ist irgendwie schon biographisch begründet, glaube ich, weil ich ein bisschen das Gefühl hatte, das unser neben dem Dorf sein war auch für mich so ein Gefühl. Es war auch wirklich ein Thema, ein uneheliches Kind zu sein in Süddeutschland. Also es wurde benannt und negativ bezeichnet. Und ich glaube, diese Frage von: Wer gehört eigentlich dazu und wieso? Hat mich, glaube ich, schon auf der Ebene beschäftigt und dann war es, denke ich, dass es bei mir so ein bisschen auch nach wie vor die Frage einfach gibt: Wie setzen wir dieses ‚wir‘ zusammen und wer gehört jetzt dazu und auf welcher Basis und wie besprechen wir das überhaupt und so? Und ich hatte das Glück, dann immer wieder Leute zu treffen, die das auch irgendwie so auf einer künstlerischen Ebene tun und dass es da so eine Schnittmenge gibt aus dieser Auseinandersetzung und bin sehr froh, nach wie vor in dem Feld irgendwie so das Gros meiner Zeit zu verbringen. Und jetzt gerade, wo ich selber ein Kind habe, stellt sich die Frage auch wieder, finde ich, so ein Stück weit. Ich glaube, es ist schon so, dass so die... Ich finde es auch schön, so auf die Welt zu blicken, dass es immer eine Entscheidung ist, dieses Gemeinsame zu suchen und dass es aber auch gemacht werden muss und dass, wenn man es irgendwie so nur bekommt...

Ich hatte das Glück auch für manche meiner Blindspots schon gecalled zu werden und dass ich dann gecheckt habe: Ich bin trotzdem wei, männlich, privilegiert und habe da so Sachen gar nicht geschnallt voll lange und bestimmt immer noch viele. Und dass da irgendwie so was drinsteckt, was ich jetzt auch merke. Dass ich irgendwie so denke, dass wichtig ist, dass in so einem Miteinander halt irgendwie was drinsteckt, was einen selbst hinterfragt. Und dass

ich jetzt auch als selbst Eltern sein irgendwie so eine coole Frage finde. Und irgendwie verbindet es sich auch wieder mit dem, was ich professionell machen darf. Ich habe selten das Gefühl, was nur zu machen, weil ich jetzt irgendwie Geld brauche. Auch hier sein heute freut mich. Es ist schon wieder schön, mit euch zu reden in so einer Art. Ich wei nicht genau, wohin es steuert, aber ich habe auch das Gefühl, dass euer Anliegen total interessant ist für... Museum für Lebensgeschichten zu sein geht ja auch davon aus, dass Geschichten immer was zeigen oder dass sich da irgendwie so was spiegelt. Und das glaube ich auch. Und da ist die Suche nach diesen Gesprächen einfach total spannend und wichtig.

Anna: Vielen Dank von meiner Seite.

Sadaf: Ich denke auch, ich habe auch alle Antworten bekommen, die ich...

Sadaf: Genau, okay. Das war es.

Anna: Gibt es noch was, was dir wichtig ist, in dem Kontext zu sagen, was wir jetzt gar nicht angeschnitten oder angesprochen haben?

Felix: Ich glaube, ein Ding, was ich immer so ein bisschen gedacht habe, dass... Ein bisschen aufgesetzt ist es auch, wie so ein Add-on, aber dieses Feld der Suchthilfe ist, glaube ich, was was mich auch interessiert, deshalb, weil das so viele Dinge vereint. Also das ist wirklich so: Sucht kann jeden betreffen irgendwie. Und ab dann ist es dann aber wie so ein gemeinsamer Nenner, der so exkludierend wirkt. Und ich glaube diese Geschaffenheit von dieser Exklusion finde ich total benennenswert. Ich wei nicht, wo das jetzt Platz hat in so einem Gespräch, aber das ist wirklich so, dass da was von auen auf Leute einwirkt und sie dann irgendwie rausgespült werden. Und so, glaube ich, hat es Anklänge an so viele Bereiche von dem, was die Frage ist von: Wie schaffen wir es zusammen, eine Gesellschaft zu sein? Und dass da wirklich so... Jeder kann irgendwie aus dieser Bahn rausfliegen und dann irgendwie so da landen. Und dann gibt es diese Auenbereiche und das würde ich gerne irgendwie noch mit reinholen. Weil auch diese Frage nach: „Wie ist Sichtbarkeit produktiv?“ finde ich, wird da

auch wieder spannend, weil es so ein... Ja, es gibt so dieses... Oder die Vielfalt der Personen, die ich treffe in der Suchthilfe, ist viel höher als in vielen anderen Bereichen, in denen ich auch manchmal Zeit verbringe. Und das finde ich total interessant. Das kann wirklich jeden irgendwie ergreifen, scheinbar. Oder es gibt vielleicht so Prädispositionen, die das dann irgendwie so more likely machen. Und da ist dann aber so ein neues Auen, was total interessant ist, mit dem wirklich umzugehen oder da so Schnittstellen aufzubauen.

Das beschäftigt mich zurzeit so ein bisschen. Ich glaube... Ja, das hatte ich ja vorhin schon erwähnt, mit dieser krassen Individualisierung, die Leute dann auch leben, dass sie nicht mehr sprachfähig sind. Es gibt diesen Begriff ‚Wartezimmertauglichkeit‘. Also Leute können nicht mehr zum Arzt gehen, wenn sie einen gewissen Grad an Unverträglichkeit irgendwie verkörpern und dass sowas... Ich wei nicht, vielleicht beende ich den Satz offen, aber können wir vielleicht doch noch eine... Oder dass wir das noch mal spezifischer abklopfen mit diesem ‚sichtbar machen/ unsichtbar‘? Ich glaube, ich finde es schon eigentlich interessant und hatte das Gefühl, es ist so ein bisschen angeklungen, aber noch nicht so richtig...

Sadaf: Ja. Also eigentlich nach dem an, was du... Ja. Genau, du hast erzählt, dass es auch okay ist, dass man auch nicht sprechen möchte oder wer lädt wen ein zum Gespräch und so weiter. Vielleicht können wir ein bisschen darüber sprechen und uns überlegen, was... In welchem Moment, also in welchem Zustand eigentlich möchte man sichtbar sein oder sein da sein irgendwie manifestieren, sein da sein irgendwie festhalten? Ist es dann irgendwie so ein temporäres Ding oder ist es abhängig von dem Zustand von der Person? Also wann will man sich sichtbar machen? Wann will man sein da sein irgendwie dem Anderen zeigen? Ist das auch das, was du so... ?

Felix: Ja, ich glaube, so was...

Sadaf: Ich glaube, es ist eine Connection, aber das braucht noch eine Brücke zu dem, was du erzählen wolltest.

Felix: Ja, ich glaube, dieses da sein zeigen hat so diese Anklänge. Vielleicht kann man es sprachlich so ein bisschen aufbauen. Also dieses da sein, dieses ‚ich bin hier und vor Ort‘, und dann gibt es aber auch dieses ‚sich Raum nehmen‘ oder ‚selbstbewusst sein‘, also dass man sich da irgendwie so selbst vertraut, an diesem Ort zu sein und so, dass das so mit eine Rolle spielt. Und ich fand es jetzt wirklich interessant, wenn es so eine... Möchtest du gesehen werden? Einfach in deinem Alltag... Ist es für dich wichtig, überhaupt gesehen zu werden? Und was versprichst du dir davon, gesehen zu werden? Oder welche Erfahrungen hast du sonst damit gehabt, dass du gesehen wurdest? Und da ist so ein Beispiel, was total anekdotisch ist, aber auch, glaube ich, was zeigt. Dass wir auch in diesem Suchtausstiegsprojekt in Kreuzberg waren und jemand hatte das Treppenhaus als Toilette benutzt und dann kam jemand, der auch in dem Gebäude gewohnt hat, kam raus und hat einfach eine der Besuchenden des Projekts angesprochen und ihr unterstellt, sie hätte irgendwas damit zu tun.

Sie hat diesen Punk Style, sie hat so viele Ketten und so Klamotten, war auch eine Zeit wohnungslos und hat das für ihn so verkörpert. Und sie hatte aber nichts damit zu tun. Sie war den ganzen Tag mit uns am Arbeiten und das hat einfach gar keinen Sinn gemacht. Und er hat sie aber gesehen und hat voll viel auf sie projiziert. So einen Frust und so eine Wut. Sie war richtig spürbar. Und da habe ich auch gemerkt, okay: Es ist für sie gar nicht interessant, gesehen zu werden... Sie hat schon diesen expressiven Style und das hat, wei ich auch nicht, das ist halt ihre Entscheidung. Ich finde sie hat voll einem coolen Style auch. Sie sieht einfach cool aus. Aber dass da so ein Moment war, wo ich gedacht habe, das bringt gerade nichts, dass er sie sieht und dann über sie nachdenkt. Sondern er unterstellt ihr einfach nur Sachen, die gar keinen Sinn machen. Und das, glaube ich, ist schon eine der Berührungssängste, die bei so einer Sichtbarkeitsproduktion auch stattfinden: Wenn ich gesehen werde, was denken dann Leute? Und häufig ist es dann halt Ablehnung, Zuschreibung und Frust abladen am Schwächeren, der da ist. Und ich glaube, das findet halt wirklich sehr viel statt.

Und ich glaube, Leute, die wohnungslos sind, erleben es häufig, dass halt einfach ein ‚von außen gesehen werden‘ beurteilend ist, einen beschreibt und auch wirklich noch mal exklusiver ausschließt, als man sich wahrscheinlich manchmal vorstellt, I guess, oder auch gehört. Und deshalb finde ich es so eine spannende Frage, weil ich glaube, es steckt so viel Ermächtigendes drin, sich dieses da sein zu nehmen und auch damit irgendwie proaktiv umzugehen. Aber auch da steckt so eine Verletzlichkeit drin, das dann auszuhalten, wenn man das dann fordert oder Forderungen zu stellen und zu sagen, das ist voll okay, dass wir hier sind, auch wenn es suboptimal ist, jetzt zum Beispiel an dem Ort zu sein unter der Brücke ist ja kein Idealzustand. Und das finde ich so interessant, diese Ambivalenz aus Sichtbarkeit und Schutz irgendwie so zu verhandeln und da auch nicht über Leute zu sprechen, weil das war auch was, was wir im Vorgespräch so ein bisschen hatten. Man will ja nicht über jemanden reden, wenn die Person da ist, aber man möchte ja trotzdem benennen, dass da Leute sind, die man sieht, die man nicht ignoriert, nur weil sie dann vielleicht... Und ich glaube, da ist so ein...

Sadaf: Ja, und es ist auch die Frage: Wer entscheidet? Also es ist jetzt wichtig, eine Erzählung zu liefern. Ist es unser Wunsch? Ist es der Wunsch von Menschen, die da wohnen? Für wen ist das wichtig? Wer nimmt was von dieser Erzählung? Was bringt das dir auch?

Sadaf: Genau, noch eine Frage hatte ich. Wir wissen, dass Stuttgarter Platz... das ist Teil von Charlottenburg. Also hier hie es auch früher Charlottengrad. Also die russische Community ist hier sehr aktiv. Und da die Brücke und auch der Fixpunkt-Bus, ist gegenüber von dieser russische Supermarkt... Und das ist wahrscheinlich auch entscheidend, dass es eine Community hier ist, dass sie auch irgendwie so aufgreift, weil ich nicht, so irgendwie: Da fühlen sie sich dann wohler, dass diese russischsprachigen Menschen hier sich aufhalten. Siehst du auch so eine Connection von Menschen, die hier am Stuttgarter Platz arbeiten, diese russische Supermärkte haben, Läden haben, Hotels und so weiter und auch mit Menschen, die hier, also Benutzer:innen vom Fixpunkt-Bus sind.

Felix: Ich könnte es gerade gar nicht benennen. Ich finde es voll die interessante Frage und ich glaube, wenn wir nächste Woche zusammen oder drauen sind, das wäre voll interessant, genau das so ein bisschen mehr zu ergründen. Vielleicht auch Leute zu fragen, die Läden haben, wie es sich für sie anfühlt, dass es dann vielleicht so einen sprachlichen gemeinsamen Nenner gibt. Was ich grundsätzlich bemerke, ist auf jeden Fall, dass auch die Suchthilfe in Kreuzberg und die Suchthilfe in Neukölln russische Sprache als Tool benutzt. Also viele der Leute, die da arbeiten, haben gerade einfach einen russischen Sprachschatz auch sich erarbeitet. Einfach aus einem Alltag raus. Ich wei nicht, woher es genau kommt, aber ich glaube, die Gemeinschaft der Konsumierenden in Berlin hat auch viel russische Sprache mit dabei. Aber ich finde es voll die coole Frage, ob das nicht auch... Weil hier hat es, glaube ich, mehr Geschichte. In Kreuzberg ist es nicht so die Gemeinschaft, die spürbar ist außerhalb des Suchtraums, würde ich sagen. Während hier ist es ganz anders. Und was hat das für Möglichkeiten auch? Ist eigentlich voll gut.

Sadaf: Genau. Felix, du hast dich mit diesem Thema Drogenkonsum am Stuttgarter Platz beschäftigt und du hast auch so einige Interviews, Gespräche geführt mit Menschen. Und dann, wie ist das? Denkst du, ist das okay oder ist das notwendig, dass die Menschen selber dann über sich sprechen? Oder wie findest du das, dass wir mit Menschen gesprochen haben über die Menschen, die hier so viel im Stuttgarter Platz das Bild vom Stuttgarter Platz ausmachen. Aber wir sind nicht so viel reingekommen an Menschen, damit sie selber über sich sprechen. Also wie findest du das?

Felix: Ich glaube, ich finde es ambivalent. Ich glaube, ich würde es gerne aufteilen in so eine Art über-sprechen und vielleicht eine gewisse Form von Fürsprache. Dass da so ein Hoffnungsraum zumindest ist, dass es nicht darum geht, dass wir mit Leuten gesprochen haben, die dann über andere gesprochen haben. Sondern dass es sich um Leute handelt, von denen wir ausgehen, dass sie auch für Leute sprechen, die sie besser kennen. Zu denen sie ein Vertrauensverhältnis haben, was wir nicht in der Form aufbauen können, wenn wir auch nicht dieses gleiche Angebot haben. Ich glaube, da steckt so eine Chance drin, dass es nicht

nur ein Überbau ist, sondern auch was Parteiisches hat oder so eine Sprachrohr-Dynamik, ein Stück weit. Und ich glaube, ich hätte so ein bisschen den Impuls oder den Gedanken, dass es sich auch lohnt, das genau mit den Leuten zu besprechen, mit denen wir dann bisher schon gesprochen haben und noch mal nachzufragen, ob dieses Fürsprechen von denen auch so gesehen wird oder ob sie da auch so ein gewisses Gefühl von über Leute sprechen haben. Oder wie sie damit umgehen, dass sie ja auf jeden Fall eine externe Rolle einnehmen in einem Gefüge, für die sie aber da sind. Und ich glaube, das ist so eine spannende Frage, um die genauso weiter mit den Leuten zu besprechen, mit denen wir dann bisher schon gesprochen haben. Grundsätzlich halte ich es aber für auch legitim, Dinge zu benennen, die einem auffallen und daraus dann Gesprächsräume aufzubauen und dass es nicht einen davon abhalten sollte, bestimmte Fragen zu stellen, wenn man denkt, ich kann das jetzt nicht final beantworten.

Deshalb, glaube ich, ist es auch okay, manchmal zu sagen: Wir konnten nicht mit ... sprechen. Wir sprechen gerade über was, was uns auffällt und was wir auch besprechenswert finden. Ich glaube, das ist irgendwie okay, solange man sich dann nicht irgendwie versucht, da jetzt eine finale Meinung zu bilden und dann so denkt, dass man das irgendwie weiß, wie die Situation ist, sondern diese Unklarheit auch ein bisschen stehen lässt oder die benennt oder dann vielleicht darauf reagiert. Ich meine, ihr seid ja auch langjährig da und dann ist das ja auch eine legitime Position, zu sagen: Da fällt uns was auf.

Oder ich hoffe es für mich selber, glaube ich auch. Ich glaube, ich bin immer wieder von der Gefahr bedroht, über Personen zu sprechen oder auch über Personen Projektanträge zu schreiben. Ist ja schon auch eine Realität. Ich muss auch irgendwie so drumherum was stricken, dann irgendwie darauf aufbauen, weil ich auch glaube, dass da was drinsteckt, dass es passieren müsste... Und ich muss dann aber über eine Situation schreiben, der ich nicht wirklich angehöre, sondern die ich beobachte. Das ist eine spannende Frage, glaube ich, wie man damit so fair umgeht oder das bewusst zumindest setzt.

Das Interview wurde 2024 im Rahmen von Tutti Stutti von Fred Gehrig geführt. Tutti Stutti ist eine Produktion von Polyrama – Museum für Lebensgeschichten.

Postproduktion: Ramin Parvin

Transkript: Vanessa Rodrigues-Vital,
Stefanie Höpfner und Happy Scribe.